

# Lächeln im Zwischenraum. Zur Miene des Übergangs

CLAUDIA SCHMÖLDERS

*Emotions inside out*, hat der Nestor der zeitgenössischen Mimikforschung, Paul Ekman, vor einigen Jahren einen Tagungsband betitelt – und ohne Frage ist das die Kurzformel und der Nenner, auf den sich seine eigenen Arbeiten seit fast 40 Jahren bringen lassen.<sup>1</sup> Die Buchtitel des wohl einflussreichsten Physiognomikers der Gegenwart sprechen für sich: *Emotions vealed, Telling lies, What the face reveals, Unmasking the face*. Aber kann man dem unglaublich differenzierten menschlichen Mienenspiel wirklich mit der einen und einzigen Frage nach Lüge und Wahrheit gerecht werden? Darwin, Ekmans großes Vorbild, wollte allenfalls die animalischen hinter den humanen Zügen »entlarven«, wenn der Ausdruck »entlarven« überhaupt angebracht ist, wo doch Evolution gemeint ist. Darwins Mimikforschung gipfelt im Gegenteil in der Beobachtung, dass die mimische Inter-Aktion, also das faziale Agieren im sozialen Zwischenraum, erst dann wirklich *human* wird, wenn es eine *Theory of mind* erkennen lässt. Die dazugehörige Mimik fand Darwin im Erröten. Wer errötet, weiß oder glaubt zu wissen, was andere über ihn oder sie denken und gibt dieses Wissen umgekehrt kund.

Auch das Lächeln galt Darwin als eine spezifisch menschliche Ausdrucksgebärde, und darin sind ihm die meisten Forscher gefolgt. Tiere lächeln nicht. Doch verglichen mit allen anderen mimischen Figurationen, vor allem verglichen mit dem unwillkürlichen Erröten, ist das Lächeln ein

---

<sup>1</sup> Ekman beherrscht seit mehr als 40 Jahren den akademischen physiognomischen Diskurs, und nicht nur diesen. Mit seiner Analyse der fazialen Muskelbewegungen (FACS) und deren Verifikation im interkulturellen mimischen Gebrauch hat er die Naturwissenschaften bestätigt und die *Humanities* verunsichert. 1998 konnte er einen amerikanischen Verlag dazu bewegen, in einer dritten Auflage des Standardwerkes von Charles Darwin, *The expression of the emotions in man and animals* von 1872, seine Kommentare mitten im Satzspiegel anzubringen, damit jeder Leser sofort Darwins Irrtümer erkennen möge. Ekman ist seit langem als Politikberater tätig und immer wieder als wissenschaftlicher Lügendetektor erwünscht. Dem *Home Ministry*, das unter George Bush aus Anlass von 9/11 gegründet wurde, half er bei der Entwicklung von biometrischen Werkzeugen – vgl. auch seine Homepage und die Angaben am Schluss dieses Aufsatzes.

Sonderfall unter den Mienen. Einerseits eine primäre Kundgabe schon unmittelbar nach der Geburt, andererseits eine erlesene emotionale Rarität in der vormittelalterlichen Kunst und Literatur, und schließlich drittens ein außerordentlich smartes Werkzeug der alltäglichen Kommunikation. »Innen« ist hier – um Ekman's Kennwort zu zitieren – eher selten »außen« und »außen« eher selten auch »innen«. Wer nach innen lächelt, tut dies eben meist nicht nach außen – und umgekehrt. Aber die Lebenswelt ist unermesslich, und was soll ein Lächeln »nach innen« überhaupt heißen? Zwar unterscheidet Ekman mit seinem anderen großen Vorgänger Duchenne ein wahres von einem falschen Lächeln – Heuchler zeigen angeblich keine Augenfältchen –, aber schließlich gibt es so etwas wie ein echtes Lächeln doch auch auf dem Gesicht von Schauspielern. Kurz, was im psychischen Lächel-Raum zwischen Sender und Empfänger geschieht, interessiert naturgemäß ganz unterschiedliche Fakultäten: Von der Anthropologie über die Psychologie zur Mikrosoziologie, von der Kunst-, Musik- und Literatur- bis hin zur Emotionsgeschichte. Womöglich treffen sich diese disparaten Interessen am ehesten in der Ideengeschichte des physiognomischen Rasonierens. Sie soll im Folgenden unser Leitfaden sein.

Wer im Lächeln noch eine zauberhafte menschliche Kommunikation sehen will, darf sich der Miene gewiss nicht von unserer Gegenwart her nähern, jedenfalls nicht vonseiten ihrer Diskurse. Abgesehen von den unendlichen Diskussionen der Kunsthistoriker über die Mona Lisa, ihr Lächeln und ihre Identität<sup>2</sup> gibt es nur seichte Plädoyers – Lächeln verbindet, Lächeln gewinnt, Lächeln ist wie Lachen gesund – oder aber scharfe Kritik an eben diesen Banalitäten. Wolfgang Ullrich hat in seiner kleinen Studie von 2006 das Lächeln als Währung der Händler und der Zeugen Jehovas ausgemacht;<sup>3</sup> und Wikipedia findet ausdrücklich das »Service-Lächeln« als eigenes Phänomen nennenswert, als moderne Errungenschaft neben den Smiles, die seit Anfang der 1960er Jahre kursieren.

Lächeln, sagt Ullrich, steckt an; man kann es infektiös nutzen, und so hat es die katholische Propaganda schon in der Gotik genutzt. Berühmt sind die Figuren der Kathedrale von Reims, der lächelnde Engel dort (vgl. Abb. 1) oder die süße Reglindis am Naumberger Dom oder die klugen wie törichten Jungfrauen in Straßburg und Magdeburg.

Willibald Sauerländer, der Doyen der kunsthistorischen Physiognomik, hat das skulpturale Lächeln in dieser Zeit mit dem Auftauchen der arabischen Physiognomik-Literatur im europäischen Raum erklärt: also den erwachenden Sinn für das gesichtliche Mienenspiel, sofern dieses, jedenfalls

<sup>2</sup> Zapperi: »Das Rätsel«, S. 3

<sup>3</sup> Vgl. Ullrich: »Lächeln als Weltwährung«, S. 104–110.



Abb. 1: Der Engel an der Kathedrale zu Reims, 13. Jahrhundert

in seiner fröhlichen Version, nicht christlicherseits unterdrückt war.<sup>4</sup> Aber warum erscheint es dann ausgerechnet an den Kirchen? Hatte die Physiognomik soviel Einfluss auf die Geistlichkeit oder lag es am erwachenden Selbstbewusstsein der Künstler?

Freilich könnte man auch an die Weisheit von Kirchenfürsten denken, die einen fernen Religions-Konkurrenten um seine einschmeichelnde Mimik nicht mehr beneiden wollten. Denn während in Europa ein leidendes Christusgesicht dominierte und immer wieder die Frage nach der Hässlichkeit Jesu auftauchen ließ, verfügte Asien eben über einen lächelnden Buddha, dessen Statuen seit dem ersten Jahrhundert n. Chr., womöglich von den Griechen inspiriert, immer häufiger lächeln. Wie viel dieses Lächeln mit Humanität zu tun hat, mag man sich fragen, wenn man weiß, dass *Smiling Buddha* der Name der ersten indischen Atombombe war. Jedenfalls hatte erstaunlicherweise auch dieses Lächelgesicht eine Hochzeit parallel zur europäischen Gotik in Gestalt der Kambodschanischen Tempelanlage zur Ehren des Gottes Vishnu in Angkor Wat um 1200 unter König Jayavarman VII.

<sup>4</sup> Vgl. Sauerländer: »The fate of the face«, S. 6.

Ob es nun dessen oder das Gesicht von Avalo-Kiteshvara ist, das die berühmten Gesichtertürme von Bayon zeigen, ist ungeklärt. Auch ist fraglich, ob die Kirchenfürsten im Westen vor der Aufklärung überhaupt Kenntnis von buddhistischen Kultfiguren besaßen. Näher liegt für das sogenannte »gotische Lächeln« die literarische Quelle, auf die Sauerländer ebenfalls hinweist: der süße Ton der Troubadoure, die seit der Jahrtausendwende ihre Herrinnen ansingen und aus derselben arabischen Kultur inspiriert sind, aus der eben auch die physiognomischen Traktate kommen.<sup>5</sup> Eine der herausragenden Figuren in diesem Felde, der schottische Michael am Hofe Friedrichs II., hat jedenfalls griechische Texte aus dem Arabischen übersetzt und auch selber als Mediziner physiognomische Ratschläge erteilt. Er starb um 1235.<sup>6</sup>

Allerdings gilt: Die Physiognomik, als volkstümliche Wissenskunde vom Ausdruck der nackten menschlichen Gestalt, die es in disziplinärer Form in Europa seit Aristoteles gibt, ist nicht am Lächeln interessiert. Die pseudoaristotelische Grundschrift *Physiognomonika* erwähnt es nicht, aber nicht etwa, weil es in der griechischen Kunst unbekannt gewesen wäre, als vielmehr weil der Referenzrahmen dieses anonymen Werkes die Tiere sind und Tiere nicht lächeln. Aber Tiere spielen in physiognomischen Fragestellungen eine Hauptrolle, und zwar bis heute, und auf jeden Fall dort, wo Darwins erwähnte Mimikstudie rezipiert wird.

Kurz, das Lächeln scheint eine spezifisch menschliche Miene, wenn nicht sogar ursprünglich eine göttliche. Nicht nur Buddha, der Erleuchtete, lächelt in sich hinein, auch der Vatergott der abendländischen Religionsgeschichte, oder besser sein erster und wichtigster Priester, tritt schon viel früher durchaus lächelnd in die Kunstgeschichte ein, man betrachte nur die eigentümlich expressionistische Statue des Echnaton (um 1360 v.Chr.) aus der 18. ägyptischen Dynastie. (Vgl. Abb. 2)

Vielfach interpretiert, ist dieses Gesicht dennoch ungeklärt, es zeigt ihn weiblich, wie auch andere Statuen ihm androgyne Züge zulegen, während die Bildnisse ihn männlich ernsthaft neben seiner Frau Nofretete und mit seinen Kindern in Anbetung der Sonne zeigen. Trotzdem darf ein Rundblick in der Geschichte des Lächelns diese eine Figur aus dem Louvre nicht übergehen, allein schon deshalb, weil man nicht weiß, was alles verloren ging oder noch nicht entdeckt wurde.

Der bisher einzige Biograph des Lächelns in der Kunst, Angus Trumble vom *Yale Center for British Art*, setzt erst mit der griechischen Kunst ein,

<sup>5</sup> Vgl. Ebd.

<sup>6</sup> Vgl. Sauerländer: »Physionomia est doctrina salutis«, S. 102.



Abb. 2: Echnaton. Statuenfragment aus dem Louvre, ca. 1360 v. Chr., Sandstein mit Farbbrechen

und dort natürlich auch nicht mit der Physiognomik, sondern mit den epochalen Kolossalstatuen der sogenannten *Kouroi*, in deren Tradition auch der sogenannte Reiter Rampin aus dem 6. Jahrhundert mit seinem bezaubernden Lächeln steht. (Vgl. Abb.3)

Die *Kouroi* waren Statuen junger Männer von bis zu zehn Metern Höhe, die im Gegensatz zu ihren ägyptischen Vorbildern frei und nackt im Raum standen, mit einem feinen Lächeln im Gesicht, das der Gestalt trotz ihrer schematischen Haartracht und groben Muskelzüge einen Hauch überraschender Leichtigkeit verleiht. Das Lächeln der *Kouroi*, auch weiblicherseits bei den Koren bekannt, gilt als Hauptzug des sogenannten »Archaischen Stils«, der auf die Zeit vom 8. bis zum 5. Jahrhundert datiert ist, bis zum Beginn des sogenannten »Strengen Stils«. Vermutlich ist es ein aristokratisches Lächeln, nicht eines von frommen Tänzern oder gar Tänzerinnen übernommen.<sup>7</sup> Gelächelt wird übrigens auch in der gleichzeitigen

<sup>7</sup> Vgl. Yalouris: »Das archaische Lächeln«, S. 3ff.



Abb. 3: Der Reiter Rampin, ca. 550 v. Chr.

griechischen Literatur; schon Homer kennt alle möglichen Spielarten, vom ingrimmigen und sardonischen, ja sogar vom nur innerlichen Lächeln bis zum sichtbar heiteren und süßen.<sup>8</sup>

Auch wenn *Kouroi* und *Koren* allenfalls Halbgötter repräsentieren oder vornehme Freie – niemand, der sich in die frühe Kunstgeschichte des Lächelns vertieft, könnte auf Wolfgang Ullrichs Befund von der Miene des Händlers kommen; schließlich ist ja die frühe Handelsgeschichte ohnehin eher eine des Bedarfs als des Luxus, der doch erst den Verkäufer in einen Werbenden verwandelt. Im Gegenteil: alle vier visuellen Modelle des Lächelns, das ägyptische, das griechische, das asiatische wie das christliche sind ausgesprochene Gipfelmonumente und -momente der Weltkunst, und mit ihrer Botschaft ein unverwechselbarer und nachdrücklicher Ausdruck der jeweiligen Ideengeschichte.

Dieses Niveau hält sich auch nach dem Mittelalter noch in Europa. Was mit dem Lächeln der Mona Lisa bei Leonardo auftaucht, hat sein Vorspiel bei Dante, wie Sauerländer vermerkt; und die immer wachsende Präsenz von lächelnden, meist weiblichen Gesichtern auch in der religi-

<sup>8</sup> Vgl. Pache: »War Game. Odysseus at Troyes«, S. 18.

ösen Kunst begleitet die Übergänge in die Aufklärung, wo schließlich, kurz vor der Revolution, kein anderer als Voltaire mit seinem berühmten, leicht sardonischen Lächeln erscheint, vor allem aus der Werkstatt des Bildhauers Houdon.<sup>9</sup>

Umso erstaunlicher ist, was die Physiognomik mit und seit dem Auftritt des Zürchers Pfarrers Lavater in diesem Feld um etwa dieselbe Zeit offenlegt. Obgleich er nicht, wie viele seiner Vorläufer, aus der Zentralperspektive des Mensch-Tier-Vergleichs heraus argumentiert, die das Lächeln ja von vornherein ausschliesse, sondern im Gegenteil aus der Gottebenbildlichkeit des Menschen, ist Lavater das Lächeln kein eigenes Fragment wert, ja nicht einmal ein Vermerk im Register. Warum? Weil der Christengott niemals lächelt? Für den avisierten menschlichen Horizont von Lavaters Physiognomik gibt es eine Antwort in der ersten französischen Ausgabe aus dem Jahr 1806.<sup>10</sup> Das Register vermerkt zum Stichwort »sourire« nur zwei kurze Einträge. Der erste lautet:

Das Lächeln ist eines der Elemente von Verachtung, Håme, Entwürdigung, Stolz und Ironie. Das verächtliche Lächeln ist asymmetrisch und wirkt gerade dadurch so bitter; der eine der beiden Mundwinkel dehnt und hebt sich ein wenig, zusammen mit dem Nasenflügel darüber, der andere ist nur leicht verzogen und wie zum Lächeln bereit; die Unterlippe schiebt sich über die Oberlippe; das Auge, darunter sich Mundwinkel und Nasenflügel gehoben haben, wirkt geschlossen, das andere geöffnet; recht tiefe Falten durchfurchen die Stirn und die gerunzelten Brauen senken sich zur Nase hin; die zwei Pupillen sind ebenfalls gesenkt wie wenn man von oben nach unten blickt.<sup>11</sup>

In der zweiten Erwåhnung wird später noch einmal resümiert, dass es ein gutes und ein böses Lächeln gebe; das gute hat aber praktisch keine physiognomische Relevanz. Dass es überhaupt ein böses und ein gutes Lächeln gibt, ist auch gar keine physiognomische Erkenntnis, sondern um mit Lichtenberg zu sprechen, eine pathognomische; sie hat nichts mit Körperbau oder Schädelform, sondern allenfalls mit dem Muskelspiel zu tun, aber im Grunde selbst damit nichts. Denn alle Rede vom bösen Lächeln

<sup>9</sup> Vgl. Sauerländer: *Ein Versuch über die Gesichter Houdons*.

<sup>10</sup> Sie erschien stark bearbeitet aus der Hand des Mediziners Moreau de La Sarthe (1771–1826) und wurde bis zu dessen Tod noch dreimal in immer wachsendem Umfang ediert; die Ausgabe von 1835 umfasste zehn Bände.

<sup>11</sup> »Le sourire est un des éléments du mépris, de la dérision, du dédain, d l'orgueil et de l'ironie. Dans le mépris, le sourire est inégale, et rendu amère par cette inégalité; un des angles de lèvres, l'aile du nez correspondante, s'écartent et s'élèvent un peu; l'autre angle est légèrement dilaté et comme pour sourire; la lèvre inférieure dépasse la lèvre supérieure; l'œil est fermé du côté ou l'angle de la lèvre supérieure et l'ail du nez sont relevés; l'autre œil est ouvert, des rides assez profondes soillonnent le front, et les sourcils sont froncés et abaissés du côté du nez; les deux prunelles sont abaissées, comme lorsque on regarde de haut en bas«. Lavater: *L'art de connoître les hommes*, S. 259.

zielt erst einmal auf eine politische Erkenntnis, weit verbreitet im 18. Jahrhundert und zumal im hofkritischen Register der Aufklärung, wie etwa in der Folge des *Oraculo Manual* (1647) von Baltasar Gracian (1601–1658), das Schopenhauer für das 19. Jahrhundert wieder entdeckte (1862). Auch wenn Schopenhauer selber ein gnadenloser Anhänger physiognomischer Plattitüden war, als Entlarvungstechnik höfischer Simulationen gewinnt die Physiognomik dann doch plötzlich den Charakter revolutionärer bürgerlicher Selbstverteidigung. Vor dem physiognomischen Röntgenblick kann kein aristokratisch geheucheltes Lächeln bestehen; niemand hat diesen Gestus so eindrucksvoll inszeniert wie Graf Lew Tolstoi.

Wie stark dieser Antrieb einer eigentlich protestantisch-scientifischen Wahrnehmungsschule war, lässt auch die ehrgeizigste wissenschaftliche Physiognomik des 19. Jahrhunderts erkennen, nämlich die Laborarbeit des ersten experimentell arbeitenden französischen Neurologen Benjamin Duchenne aus den 1860er Jahren. Hier finden wir das von Sarthe beschriebene böse Lächeln mit hochgezogener Lefze, unter dem Titel »Sourire Fausse«, wieder.<sup>12</sup> (Vgl. Abb. 4)



Abb. 4: Duchenne: «Sourire Fausse», 1862.

<sup>12</sup> Duchenne: *Mecanisme de la physionomie humaine*.



Von Duchenne wandert das Thema zu Darwin, der in seinem großen Buch über die *Expression of the Emotions in Man and Animals* (1872) bekanntlich Duchennes Fotografien verwendet. Das umfängliche Kapitel über »Laughter and Smile« führt aber auch zum ersten Mal das *Baby-face* ins öffentliche pathognomische Bewußtsein ein – dieses ehrlichste Lächeln von allen, da es unwillkürlich entsteht und das Muster aller süßen Lächelgesichter abgibt. Das Motiv der einseitig hochgezogenen Oberlippe dagegen erscheint als direkter Nachkomme einer animalischen Drohgebärde: Raubkatzen zeigen so ihre Beißbereitschaft an, unverhüllt und also ebenfalls ehrlich.

Zeitgleich mit Duchenne und deutlicher hat auch der deutsche Mediziner und Schriftsteller Theodor Piderit (1826–1912) das Lächeln hofkritisch evaluiert:

Beispiel, Sitte und Gewohnheit bringen uns allmählig dahin, das Bedürfniß des Weinens zurückzuhalten und zu beherrschen, dagegen zu lächeln und zu lachen, selbst wenn wir nicht das geringste Bedürfniß dazu verspüren. Nicht nur gewöhnen wir uns, angenehme Eindrücke und Stimmungen vorzugsweise durch den mimischen Ausdruck des Lächelns zu erkennen zu geben, sondern es auch als Höflichkeitsgrimasse zu erkünsteln. Wer begrüßt oder angeredet wird, pflegt durch ein freundlich lächelndes Gesicht zu verstehen zu geben, wie angenehm er dadurch berührt wird, und je höflicher man zu sein wünscht, je hochstehender der Anredende und je devoter der Angeredete, desto lebhafter, anhaltender und gewaltsamer ist das Lächeln, desto schwieriger wird es, nicht unnatürlich dabei zu erscheinen. Es giebt Menschen, welche es in dieser Kunst des Höflichkeitsgrinsens zu einer ganz außerordentlichen Virtuosität gebracht haben. Sie können stundenlang mit lächelndem Gesichte dasitzen, und haben, durch jahrelange Übung, ihre Lachmuskeln zu einer ähnlichen Ausbildung und Leistungsfähigkeit gebracht, wie z. B. der Schmied seine Armmuskeln oder der Gensjäger seine Wadenmuskeln.<sup>13</sup>

Das Fazit aus alldem muss lauten: Mit dem Aufkommen der szientifischen Physiognomik und der mienenkritischen Romanliteratur im 19. Jahrhundert verschwindet das göttliche, das bezaubernde oder überragend geistreiche Mienenspiel des Lächelns aus dem Magazin der expressiven Auszeichnungen. Die frühen Porträts der Dichter und Denker aus dem Atelier des Fotografen Nadar zeigen mehrheitlich müde, zerfurchte, wenn nicht schlechtgelaunte Gesichter.<sup>14</sup>

Andererseits wächst mit dem Ansturm der visuellen Medien auch der Sinn für die sogenannten gemischten Empfindungen und die dazugehörigen Ausdrücke. Wie vielschichtig das fazial expressive Feld um 1900 und nach der Erfindung des bewegten Bildes wurde, verrät nicht nur die

<sup>13</sup> Piderit: *Wissenschaftliches System der Mimik*, S. 104–106.

<sup>14</sup> Vgl. Gosling: *Nadar*.

fotografische Diagnostik eines Mediziners wie Charcot, der in Paris eine regelrechte Fotothek der Hysteriker ins Werk setzte, sondern auch das Aufkommen mimischer Atlanten für Maler und Schauspieler, wie jenes von Albert Borees oder Hermann Vincenz Heller, der 1902 mehr als 680 Gesichter präsentierte, darunter natürlich auch lächelnde Mienen.<sup>15</sup>

Und doch muss untergründig das Faible für ein inständiges Humanlächeln im Chaos der mimischen Skalen überlebt haben. Kaum anders lässt sich die außerordentliche Karriere jener kleinen Totenmaske erklären, die um 1880 angeblich für eine namenlose junge Selbstmörderin aus der Seine angefertigt wurde und nun einen beispiellosen Siegeszug vorbei an allen mimischen Exponaten antrat.<sup>16</sup> (Vgl. Abb. 5)



Abb. 5: *Inconnue de la Seine*, französisch, um 1900,  
in: Benckard: *Das ewige Antlitz*

Spätestens 1910 – dem Erscheinungsjahr von Freuds Studie über Leonardo und Mona Lisa –, war sie auch in der deutschsprachigen Hochkultur angekommen, nämlich bei Rilke in dessen Pariser Prosadichtung *Malte Laurids Brigge*. Der erste Weltkrieg unterbrach die *Inconnue*-Rezeption, aber dann kam, unter seinem apokalyptischen Eindruck, 1926 die erste große Übersicht zur Geschichte der Totenmasken von Ernst Benckard zustande. Er setzte der kleinen *Inconnue de la Seine* ein Denkmal, dem viele weitere folgen sollten. Die *Inconnue*, wegen ihres süßen Lächelns bald etikettiert als Mona Lisa der kleinen Leute, wurde in Lyrik und Prosa, ja

<sup>15</sup> Vgl. etwa Borées: *Physiognomische Studien* oder eben Heller: *Physiognomische Studien*.

<sup>16</sup> Schmölders: »Die Totenmaske«, S. 173–193.

sogar in philosophischen Werken besungen und bedacht.<sup>17</sup> Mit ihr war das ausgezeichnete Lächeln, sein emphatisches Bild, in den Diskurs zurückgekehrt, wie ihn die Kunstgeschichte jedenfalls bis 1789 gepflegt hatte. Doch charakteristisch genug, kam es in Gestalt einer leiblichen Maske, die durch den Reflexionsmodus der Physiognomik und nicht der Kunst hindurchgegangen war und noch weniger aus böser höfischer Tradition stammte. Vielmehr handelte es sich um die Maske der Phrenologen, die seit Franz Josef Gall Schädel in Gips gossen, um den anthropologischen Messungen den Anschein von Objektivität zu verleihen.

Wie ein Akt der Wiederbelebung dieses süßen anonymen Gesichts – das übrigens 1960 vom Begründer der Ersten Hilfe Peter Safar den Übungspuppen verliehen wurde, so dass die *Inconnue* zum meist geküssten Frauengesicht der Welt wurde!<sup>18</sup> – wie ein Akt der Wiederbelebung also konnte bei *Connaisseurs* der Zeit im Jahr 1913 mithin das große Gedicht »Lächeln Atmen Schreiten« von Franz Werfel verstanden werden, das im zweiten Band seiner lyrischen Arbeit erschien.<sup>19</sup>

<sup>17</sup> Vgl. vor allem Achelis: *Principia Mundi*.

<sup>18</sup> Vgl. den einschlägigen Artikel in Wikipedia.

<sup>19</sup> »Lächeln Atmen Schreiten«

Schöpfe du, trage du, halte  
Tausend Gewässer des Lächelns in deiner Hand!  
Lächeln, selige Feuchte ist ausgespannt  
All übers Antlitz.  
Lächeln ist keine Falte,  
Lächeln ist Wesen vom Licht.  
Durch die Räume bricht Licht, doch ist es noch nicht.  
Nicht die Sonne ist Licht,  
Erst im Menschengesicht  
Wird das Licht als Lächeln geboren.  
Aus den tönenden, leicht, unsterblichen Toren,  
Aus den Toren der Augen wallte  
Frühling zum ersten Mal, Himmelsgisch,  
Lächelns nie glühender Brand.  
Im Regenbrand des Lächelns spüle die alte Hand,  
Schöpfe du, trage du, halte!

Lausche du, horche du, höre!  
In der Nacht ist der Einklang des Atems los,  
Der Atem, die Eintracht des Busens groß.  
Atem schwebt  
Über Feindschaft finsterner Chöre.  
Atem ist Wesen vom höchsten Hauch.  
Nicht der Wind, der sich taucht  
In Weid, Wald und Strauch,  
Nicht das Wehn, vor dem die Blätter sich drehn...  
Gottes Hauch wird im Atem der Menschen geboren.  
Aus den Lippen, den schweren,  
Verhangen, dunkel, unsterblichen Toren  
Fährt Gottes Hauch, die Welt zu bekehren.  
Auf dem Windmeer des Atems hebt an  
Die Segel zu brüsten im Rausche,  
Der unendlichen Worte nächtlich beladener Kahn.  
Horche du, höre du, lausche!

Am Vorabend des Ersten Weltkrieges wirkt diese Hymne auf das Lächeln im Rückblick wie eine Fata Morgana, wie eine letzte Apotheose, sichtlich inspiriert von drei ganz heterogenen Impulsen der Ideengeschichte: einerseits Lebensreform,<sup>20</sup> Jugendbewegung, Tanz und schöpferischer Atem – wie später von Fritz Klatt als »schöpferische Pause« artikuliert –, andererseits aber auch und vielleicht noch mehr ein mächtiger Gesang auf die Schöpfung aus dem Geist des Einen Gottes, der aus dem Dornbusch spricht und im leisen Hauch gleichsam lächelt. Und Werfel geht noch weiter zurück, bis hin zum eingangs erwähnten Echnaton, dem Gründer des Monotheismus und Priester der Sonne. Von ihr, von der Sonne, hat das Lächeln den Gestus der schmelzenden, leuchtende Wärme selbst auf dem toten Gesicht.

Denkwürdig an dem Poem ist nicht nur der Autor, den Franz Kafka angeschwärmt hat und der damals Lektor und Herausgeber der expressio-nistischen Buchreihe *Der jüngste Tag* im Verlag Kurt Wolff war. Denkwürdig ist auch die Platzierung des Gedichts in der Kulturgeschichte unserer Miene im engsten Sinne. Denn als hätte es Werfel mit einem Zauberspruch beschworen, tauchte im Herbst desselben Jahres 1913 aus dem Untergrund plötzlich die Mona Lisa wieder auf, das berühmte Gemälde, das zwei Jahre zuvor ein italienischer Nationalist namens Vincenzo Peruggio in einer spektakulären Aktion gestohlen hatte, um es seiner Nation zurückzubringen; ein Tatbestand, von Georg Heym in eine Novelle verwandelt, die ebenfalls 1913 erschien. Am 12. Dezember 1913 bot der Dieb das Bild einem italienischen Kunsthistoriker namens Alfredo Geri an, der aber holte die Polizei und gewann das Bild wieder für die Öffentlichkeit zurück. In den kommenden Wochen ließ man es durch Italien reisen, nach Florenz, Rom und Mailand, bevor es wieder in den Louvre zurückkehrte. Doch dieser Auftritt in der Weltöffentlichkeit stimulierte wiederum einen anderen

---

Sinke hin, knie hin, weine!  
 Sieh der Geliebten erdenlos schwindenden Schritt!  
 Schwinge dich hin, schwinde ins Schreiten mit!  
 Schreiten entführt  
 Alles ins Reine, Alles ins Allgemeine.  
 Schreiten ist mehr als Lauf und Gang.  
 Mehr als des Raumes tanzender Überschwang.  
 Im Schreiten der Menschen wird die Bahn der Freiheit geboren  
 Mit dem Schreiten der Menschen tritt  
 Gottes Anmut und Wandel aus allen Herzen und Toren.  
 Lächeln, Atem und Schritt  
 Sind mehr als des Lichtes, des Windes, der Sterne Bahn,  
 Die Welt fängt im Menschen an.  
 Im Lächeln, im Atem, im Schritt der Geliebten ertrinke!  
 Weine hin, knie hin, sinke!

Werfel: »Lächeln Atmen Schreiten«, S. 291.

<sup>20</sup> Am 11.-12. Oktober 1913 fand das berühmte erste freideutsche Jugendtreffen auf dem Hohen Meissner statt.

Diskurs, nämlich die Frage nach der Identität der Dargestellten. Im Januar 1914 fragte der Kunsthistoriker André-Charles Coppier rhetorisch »La Joconde est-elle le portrait de Mona Lisa?« – Ist die Gioconda wirklich ein Porträt der Mona Lisa? –, und bekanntlich ist diese Frage bis heute unbeantwortet.<sup>21</sup> Dass die Frage nach dem Lächeln nicht mehr unabhängig von dieser Identität geführt werden kann, dass, wie zuletzt geschehen, ein Schleier über der Figur erkannt wurde, wie ihn nur schwangere Frauen getragen haben sollen, entkleidet die Miene aber inzwischen ihrer fazialen Emphase. Die zahlreichen Parodien seit Duchamp (1919) einerseits, sowie die Verwurstung im Kanon der Werbung seit den 1970er Jahren in Japan haben das Ihrige getan. So bekommt wieder Ullrich recht, der das Bild in seinem Pamphlet gar nicht mehr erwähnt.

Aber zurück ins Jahr 1913. Denn gleichzeitig mit Werfels Gedicht erschien auch eine Prosa-Apotheose dieser Miene, verfasst von keinem geringeren als vom Meister der alteuropäischen Mimik im Roman, dem Erben Tolstois, Marcel Proust. Es war eine Apotheose nicht im kosmischen oder leibesaristokratischen Sinn wie bei Werfel, sondern ein analytisch genaues Bild eines bürgerlichen, ja fast schon kaufmännischen Lächelns der zeitgenössischen Gesellschaft. Eine der Hauptfiguren im ersten Band der *Recherche, In Swanns Welt*, erhält folgende Deskription einer der Hauptfiguren:

Doktor Cottard wusste niemals mit Sicherheit, in welchem Tone er jemandem antworten sollte, ob sein Gesprächspartner scherzte, oder ob das, was er sagte, womöglich ernst gemeint war. Auf alle Fälle fügte er dem sonstigen Ausdruck seines Gesichts ein bedingtes Lächeln hinzu, dessen abwartende Schläue ihn von jedem Vorwurf der Naivität freihalten musste, falls die Äußerung, die man ihm gegenüber getan hatte, ironisch gemeint gewesen war. Aber um auch der umgekehrten Möglichkeit zu begegnen, wagte er niemals ein eindeutiges Lächeln auf seinem Antlitz erscheinen zu lassen; man traf infolgedessen immer bei ihm auf einen Ausdruck der Unsicherheit, in dem die unausgesprochene Frage lag: Ist das jetzt ernst gemeint? Auch bei seinem Verhalten auf der Straße schwebte er stets in der gleichen Ungewißheit, sogar ganz allgemein im Leben überhaupt, so daß man ihn ebenso wie in einem Salon auch den Vorübergehenden, den Wagen, allen Ereignissen ein zweifelndes Lächeln entgegensetzen sah, das seinem Betragen von vornherein alles Unziemliche benahm, da es, selbst wenn es für den vorliegenden Fall nicht angebracht sein sollte, bewies, daß er es wußte und nur in ernerster Absicht nebenher aufgesetzt hatte.<sup>22</sup>

<sup>21</sup> Vgl. Zapperi: »Das Rätsel«, S. 3.

<sup>22</sup> Proust: *In Swanns Welt*, S. 266f. Original: »Le docteur Cottard ne savait jamais d'une façon certaine de quel ton il devait répondre à quelqu'un, si son interlocuteur voulait rire ou était sérieux. Et à tout hasard il ajoutait à toutes ses expressions de physionomie l'offre d'un sourire conditionnel et provisoire dont la finesse expectante le disculperait du reproche de naïveté, si le propos qu'on lui avait tenu se trouvait avoir été facétieux. Mais comme pour faire face à l'hypothèse opposée il n'osait pas laisser ce sourire s'affirmer

Die Mimik des Doktor Cottard wird noch mehrere Seiten lang verfolgt; es stellt sich heraus, dass Madame Verdurin, die Salonnière, sogar ausdrücklich ein Porträt von ihm in Auftrag gab, welches dieses Lächeln verewigen solle. Was für die Romanfigur gilt, trifft aber auch auf den Autor selber zu. Vielleicht niemand hat das Erbe der höfischen Lächelkultur geschickter und wie ein Schmetterlingsjäger eingefangen und aufbewahrt als Proust; vielleicht niemand hat die Übergänge von aristokratischer Form zu bürgerlicher Deformation subtiler präsentiert, und zwar ausdrücklich auch als Kultur der mentalen Zwischenreiche und Modulationen. Walter Benjamin hat Proust sogar als lächelnde Jungfrau porträtiert.<sup>23</sup> Mögen Tolstoi, Henry James und Charles Dickens im 19. Jahrhundert Gut und Böse im Lächeln reflektiert haben – das bewegliche Spiel zwischen zwei Mundwinkeln, dieses soziale Zwischenspiel *par excellence*, hat mit sozialgeschichtlicher Kompetenz wohl erst Proust reflektiert. Was in *In Swanns Welt* als Lächeln des Doktor Cottard erschien, war zwar in jedem Fall das genaue Gegenstück zur hochreligiösen Emphase eines Werfel oder auch zur kunstgewerblichen Innigkeit der *Inconnue*. Ganz unbekannt war dem Autor diese Semantik aber natürlich nicht, im vierten Band der Recherche von 1921, in *Sodom und Gomorrha* hat auch Proust solch ein emphatisch- hocharistokratisches Lächeln geliefert. Hier erblickt die Herzogin de Lambresac im Salon eine Person und reagiert höchst ausdrucksvoll mimisch:

Tatsächlich sah man sternschnuppengleich ein schwaches Lächeln aufzucken und wieder verschwinden, das die Herzogin von Lambresac einer Person zu bestimmen schien, die sie wiedererkannte. Doch anstatt sich zu einer aktiven Bestätigung, zu einer stummen aber deutlichen Sprache zu präzisieren, zerfloß dieses Lächeln sofort wieder in einer Art von rein ideeller, gänzlich wahlloser Ekstase, während das Haupt sich in einer Geste frommer Segnung beugte, die an diejenige erinnerte, womit sich ein etwas seniler höherer Geistlicher zu der Schar der Kommunikantinnen neigt. In Combray und in Paris, hatten alle Freundinnen meiner Großmutter die Gewohnheit, bei einer gesellschaftlichen Veranstaltung mit einer seraphischen Miene zu grüßen, als ob sie in der Kirche im Augenblick der Wandlung oder während einer Beerdigung eine Bekannte erblickt hätten und ihr nun einen schmelzenden Gruß zusandten, der in ein Gebet überging.<sup>24</sup>

---

nettement sur son visage, on y voyait flotter perpétuellement une incertitude où se lisait la question qu'il n'osait pas poser: »Dites-vous cela pour de bon?« Il n'était pas plus assuré de la façon dont il devait se comporter dans la rue, et même en général dans la vie, que dans un salon, et on le voyait opposer aux passants, aux voitures, aux événements un malicieux sourire qui ôtait d'avance à son attitude toute impropriété puisqu'il prouvait, si elle n'était pas de mise, qu'il le savait bien et que s'il avait adopté celle-là, c'était par plaisanterie«.

<sup>23</sup> »Auf seinen Lippen war ein Abglanz des Lächelns, das in der Leibung mancher von den Kathedralen, die er so liebte, wie ein Lauffeuer über die Lippen der törichten Jungfrauen huscht. Es ist das Lächeln der Neugier«. Benjamin: »Zum Bilde Prousts«, S. 317.

<sup>24</sup> Proust: *Sodom und Gomorrha*, S. 119. Original: »En effet, on voyait par moments se former et passer comme une étoile filante un faible sourire destiné par la duchesse de Lambresac

Keine Aktion zelebriert das Phänomen der Übergänglichkeit esoterischer als die Idee der »Wandlung« im katholischen Ritus. Proust assoziiert das Lächeln dazu als mimische Jakobsleiter zwischen irdischer und himmlischer Ekstase, zwischen dem Lächeln nach außen und dem gottvorbehaltenen tief nach innen. Und keine Szene könnte maliziöser auf die Grenzen eines Lächelns nach außen verweisen, als das lächelnd schmelzende Einverständnis der überlebenden Damen angesichts einer Grablegung. *Les extrêmes se touchent*: denn solch einen Grenzfall beschreibt eben auch jenes Schwebelächeln im sozialen Zwischenraum, darin sich Doktor Cottard bewegt.

Beide Passagen, die von 1913 ebenso wie die spätere von 1921, wird man urszenisch interpretieren dürfen, aber beide sind von der Mimikforschung bis mindestens in die 1980er Jahre nicht erfasst worden. Die drei berühmten Studien von Ernst Kris über das Lachen von 1939, René Spitz über die »Smiling Response« von 1946, und schließlich die große Arbeit über das Lächeln von Helmuth Plessner von 1950 haben ganz andere Perspektiven, wenngleich alle drei im Lächeln eine geradezu archetypisch humane Miene erkennen. Kris, der Psychoanalytiker, hielt mit Freud an der Idee des Lächelns als einem »Triumph des Ich«, als ausgezeichnete Hemmungsleistung fest, anerkannte mithin die Idee eines Lächelns nach innen. Spitz dagegen studierte das ganz nach außen gerichtete Babylächeln als Ur-Modus der Kommunikation und sogar als Ursprung der Sprache. Plessner schließlich entdeckte, nach jahrelangen Forschungen zur Mimik von Lachen und Weinen die Dialektik: das Lächeln als Inbegriff seiner zentralen anthropologischen These von der »exzentrischen Positionalität« des Menschen. Gerade weil der Mensch sich immer zugleich von innen und außen erlebt und präsentiert, kann er sich regulieren, und keine Miene steht uns willkürlicher zu Gebote als eben das Lächeln. »Lächeln ist Mimik des Geistes. Wir können auch sagen: Mimik der menschlichen Position«. <sup>25</sup>

Und dennoch: die proustischen Szenen waren für alle drei Disziplinen gewissermassen unbrauchbar. Zwar betrieb Proust Soziologie auf höchstem Niveau, doch erst mit Hilfe sozialwissenschaftlicher Begriffswerkzeuge konnte das wirklich rezipiert werden, wie auf der ersten Tagung über das

---

à quelque personne qu'elle avait reconnue. Mais ce sourire, au lieu de se préciser en une affirmation active, en un langage muet mais clair, se noyait presque aussitôt en une sorte d'extase idéale qui ne distinguait rien, tandis que la tête s'inclinait en un geste de bénédiction béate rappelant celui qu'incline vers la foule des communicantes un prélat un peu ramolli. Mme de Lambresac ne l'était en aucune façon. Mais je connaissais déjà ce genre particulier de distinction désuète. A Combray et à Paris, toutes les amies de ma grand'mère avaient l'habitude de saluer, dans une réunion mondaine, d'un air aussi séraphique que si elles avaient aperçu quelqu'un de connaissance à l'église, au moment de l'élévation ou pendant un enterrement, et lui jetaient mollement un bonjour qui s'achevait en prière.

<sup>25</sup> Plessner: »Das Lächeln«, S. 431.

Lachen, die in Deutschland nach dem Ingrimme der 1968er Generation veranstaltet wurde. *Lachen – Gelächter – Lächeln* hieß das Buch, das Dietmar Kamper und Christoph Wulf 1986 herausgaben, und »Das Lächeln als mimischer Stoßdämpfer« der überaus scharfsinnige Beitrag des Soziologen Volker Rittner. Gelächelt, und zwar nach außen, wird demnach durchgängig im sozialen Verkehr, der als Muskelarbeit immer auch Züge der Motorisierung trägt. Anders als Wolfgang Ullrich setzt Rittner also das ubiquitäre Interaktionslächeln ausdrücklich ab von der alteuropäischen Lächel-Ikonographie mit ihren enigmatischen, einwärts gewendeten, reflexiven oder eben seraphischen Anteilen, die er wie eine adelige Erbschaft immerhin noch erwähnt.

Man kann es für eine Pointe halten, dass mit Rittner ausgerechnet ein Sportsoziologe das Wort ergriff, also ein Muskelforscher *par excellence*. Alle Mimik in den sozialen Verkehrsformen ist Muskelarbeit; doch als Willkürakt muss sie semiotisch werden, damit nicht das unwillkürliche Muskelspiel Herrschaft über das Mienenspiel erhält. Menschen, so Ritters verschärft mimotechnisches Axiom, können im Verkehr mental zusammenstoßen; um das zu verhindern oder abzufedern, lächeln sie vorbeugend oder begleitend. Doktor Cottard lässt grüßen. In seinem Gefolge geht es bei Rittner um »eine Veralltäglichsung des Lächelns und um die gehäufte, teilweise systematisch angeleitete Nutzung des Lächelns in den tagtäglichen Interaktionen und Abläufen, um Routinen einer Lächel-Praxis und Gesichts- wie Mimik-Arbeit, wie sie im ›cheese‹-Lächeln und im ›Keep smiling‹ andeutungsweise zum Ausdruck kommen«. <sup>26</sup> Man kann dabei an Stewardessen und Hostessen denken, aber Rittner geht es um mehr. Er sieht das Lächeln als Öl im Getriebe der Sozialität, geradezu als seelisches Pendant zum lebenswichtigen Rohstoff. Ohne Öl, sprich ohne Lächeln, geht nichts oder nichts mehr, weil sich die Zeiten dramatisch geändert haben. Lächeln sei »ein mimisches Begleitphänomen der aus den gewohnten Verhältnissen heraus geschüttelten Individuen«, ja, die Mobilität der Gesichtszüge entspreche der Mobilisierung der Beziehungen. Rittner referiert Luhmann:

Es geht um die Fähigkeit zum Opportunismus und um die geschickte Platzierung von Opportunismus. In einer durch Widersprüchlichkeit, Dissonanzen und Abstraktheit gekennzeichneten Gesellschaft werden die tradierten Formen der Erlebnisverarbeitung dysfunktional und für die Individuen problematisch. Im Zuge einer alternierenden Wertbedienung kommt es auf virtuose Fähigkeiten der schnellen Wert-Bindung wie rechtzeitigen Entbindung an. Identifikation, zu große Treue gegenüber Werten kann fatal sein; es wartet gleichsam der nächste Wert zur gefälligen Bedienung bei einem beschleunigten Umschlag der Interaktionen

<sup>26</sup> Rittner: »Das Lächeln als mimischer Stoßdämpfer«, S. 322.



und Beziehungen wie Personen. Durch kluges Verhalten, durch Nachgiebigkeit, Geschmeidigkeit, durch Wechsel wie Trennung – durch Lächeln – übersteht man die Widersprüche am besten.<sup>27</sup>

Und nicht nur sozial, auch medizinisch überlebt der Lächelnde besser. Wer nicht lächeln kann, dem »fehlen Eigenschaften der funktionalen Weichheit, eines sanften Zynismus; es ermangelt an Taktiken des Abpolsterns, des rechtzeitigen Sich-Distanzierens und Aus-dem-Felde -Gehens. Im zu starren Befolgen der traditionellen Normen wird man zum Dummen«. <sup>28</sup> Eben das wusste bereits Doktor Cottard. Folgerichtig outet Rittner das Lächeln schließlich geradezu als Währung: »Mit Lächeln kann man sich demnach nicht nur günstig auf Komplexität einstellen, organismusbehutsam, interaktionsfördernd, schonend für die Psyche – man kann gleichsam Bindung an sich selbst erarbeiten bei verschlechterten Bindungsmöglichkeiten in der Außenwelt. Man erschließt die Goldwährung und stellt sie lächelnd dar«. <sup>29</sup>

Man kann darüber spotten, wie hier das gesamte Instrumentarium der Soziologie in Anschlag gebracht wird, um das arme Lächeln zu einem gigantischen Wirtschafts- und Sozialfaktor zu stilisieren, übrigens ganz ohne Hinweis auf das asiatische Lächeln. Dennoch tritt gerade in dieser Übertreibung hinterrücks das emphatische Bild des Lächelns wieder zutage, zwar nicht königlich oder seraphisch, wohl aber durch und durch demokratisch und quantifizierbar, etwa in jenem Sinn, den Tocqueville an der frühen amerikanischen Demokratie beobachtet hat. Wenn alle Menschen gleich sind, wird keiner dem andern vertrauen, doch alle zusammen vertrauen ihrer Summe, nämlich der öffentlichen Meinung. Das Lächeln als geschäftsgrundlegender Miene der öffentlichen Meinung im demokratischen Ausdrucksverhalten ist aber ebenso existenziell wie das göttlich oder intellektuell oder gar anthropologisch fundierte. Es ist gleichsam die Miene passend zu jener Sympathie, die nach Adam Smith Menschen als Eigentümer füreinander entwickeln. Konsequenter nimmt Rittner als Körpersoziologe gerade den Übergang vom besitzlosen Proletarier zum Körper-Manager seiner selbst ins Visier. Wer sonst nichts hat, besitzt wenigstens seinen Körper. »Bindung an sich selbst« auf dem Weg über ein narzisstisches Gesichtsmanagement, weil es sonst keine Bindung mehr gibt: diesen Gedanken aus den frühen 1980er Jahren, also zeitgleich mit den Anfängen der *Screen*-Kultur des Internet, könnte man visionär nennen, hätte ihn Proust nicht schon 1913 angespielt.

---

<sup>27</sup> Ebd., S. 327.

<sup>28</sup> Ebd., S. 329.

<sup>29</sup> Ebd., S. 332.

Und dennoch. So zynisch seine Deutung auch klingt – auch bei Rittner gewinnt das Lächeln eine exorbitant humane Position. Lächeln schützt nicht nur die Seele sondern erwärmt den Raum zwischen den Menschen; eben den Zwischenraum, von dem hier die Rede ist. Rittners profunder Lächel-Egoismus begleitet die Individuen im sozialen Verkehr wie die *invisible hand* bei Adam Smith. Lösen ließe sich damit die ältere, hofkritische Aporie, wonach es ein böses und ein gutes Lächeln geben könnte. Rittner kennt eben nur noch ein pragmatisches, ein regelrecht energiesparendes Mienen- als Muskelspiel, kein Lächeln nach innen mehr, auch kein unverschämt exaltiertes nach außen. Die Wahrheit, wenn es in diesem Felde überhaupt eine Wahrheit gibt, liegt aber offenbar doch dazwischen. Denn auch in der ältesten europäischen Literatur gibt es negativ konnotierte Lächelszenen; auch und besonders bei Homers *Odysseus*, der häufig sardonisch in sich hineinlächelt, unsichtbar für die Umgebung. Negation hin oder her: Eben diese Figuration: dass eine Miene sowohl nach innen wie nach außen zeigt, also ebenso sehr zum Rolladen werden kann wie zum sozialen Raum-Mitteiler, widerspricht allen Bestimmungen, die man mit einfacher pathognomischer Interaktion assoziieren könnte. Sie rückt das Lächeln in den Horizont des philosophischen Paradoxons, wo es zugleich eine evolutionäre Gipfelleistung bedeutet: mit möglichst wenig Aufwand ein Maximum auszudrücken. Was aber für die Evolution glänzend dasteht, muss für die soziale Kompetenz nicht unbedingt stimmen. An die Gefahrenzone des mimischen Verkehrs rührt viel eher Helmuth Plessners Kategorie der »exzentrischen Positionalität«, gerade weil diese als konfliktuöser Zwischenraum zwischen innen und außen bestimmt ist und ein Ringen um kognitive Konsistenz erzwingt.<sup>30</sup>

Einleuchtende Auskunft könnte hier aber womöglich die Neurologie geben. Im selben Jahr 1950, da Plessners Studie über das Lächeln erschien, publizierte der Neurologe Wilder Penfield sein berühmtes Schema der neuronalen Repräsentation des Leibes. (Vgl. Abb. 6)

Der sogenannte *Homunculus* zeigt nun eindeutig, dass das Lächeln in zwei diverse Hirnregionen mit gänzlich verschiedenen Registern gehört. Zum einen zur muskulösen Motorik, für welche die Mundpartie gleichsam zur Fressgebärde tendiert, also ausgesprochen aggressiv ist; zum andern aber zur sensorischen Wahrnehmung, die dem Zeigefinger, also der Signalfunktion, größte Bedeutung zumisst. Hier ist das Lächeln in seiner ganzen Modernität verortet, und hier wird das Meer des Lächelns, in dem unsere Massengesellschaft baden will, in seinem kleinsten Element ersichtlich, denn es ist der *sensus digitalis* in Reinkultur.

<sup>30</sup> Plessner: *Grenzen der Gemeinschaft*, S. 58ff.

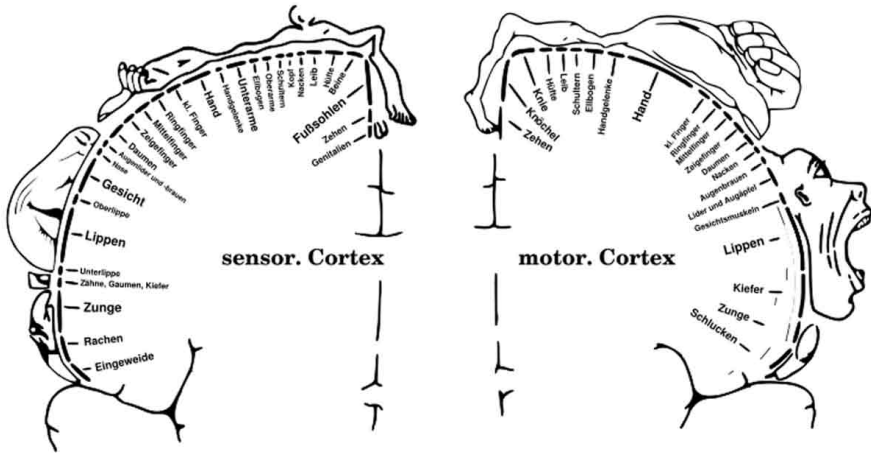


Abb. 6: *Homunculus*, in: Penfield/Rasmussen: *The Cerebral Context of Man*.

Aber was bedeutet das für die Theorie? Rittners Entwurf aus dem Jahr 1986 hat, wenn ich recht sehe, keine Nachfolge oder Ausarbeitung in einer Metaebene gefunden. Dabei hätte er sich mit einem gewissen Recht auf Plessner beziehen können, der ja schon 1924, in »Die Grenzen der Gemeinschaft«, auf die taktischen Winkelzüge fazialer Kundgaben einging. Helmut Lethen hat daraus eine Geistesverwandtschaft mit Gracian und also mit der höfischen Sphäre des Barock konstruiert; aber sein Buch über die *Verhaltenslehre der Kälte* (1994) blieb, wenn ich recht sehe, soziologisch unbeantwortet. Taktisches Operieren mit mimisch-gestischem Repertoire war offenbar auch in der Schule von Norbert Elias eher Anathema. Die Wiederkehr des Lächelns in den Horizont der mikrosoziologischen Wahrnehmung ließ tatsächlich noch rund zehn Jahre auf sich warten. Nach der Jahrtausendwende aber zeigte sich, dass die Ansätze von Rene Spitz aus den vierziger Jahren inzwischen in der Säuglingspsychologie angekommen waren und von dort aus in die Soziologie eindrangten. 2001 trug Axel Honneth in England einen Gedankengang vor, der das Lächeln diametral entgegengesetzt zu Volker Rittner auslegte. Bezeichnenderweise steht diese Miene aber auch bei Honneth an einem Angelpunkt, diesmal im Zentrum der zwischenmenschlichen Anerkennung, und nicht, wie bei Rittner, der zwischenmenschlichen Vermeidung. Wie zeigt man jemandem, dass man ihn nicht nur sieht und registriert, sondern auch als sozialen Akteur willkommen heißt? Mit vorsprachlichen Kundgaben, vor allem eben mit dem Lächeln. Auch das Lächeln der Erwachsenen, führt Honneth aus, sei fundiert in eben jener anerkennenden Wahrnehmung des Kindes bald nach

der Geburt, die wir »Lächeln« nennen. Wer einen andern anlächelt, gibt gleichsam ein Versprechen auf Folgehandlungen freundlicher Art – nicht aber feindlicher.

Und trotzdem falsifiziert Honneth die frühere Theorie von Rittner nicht. Beides, sowohl das egoistische Doktor Cottard-Lächeln als auch das zugewandte mütterliche Mimikerbe können eine Lächeltheorie fundieren, und das neurologische Modell erklärt es sogar bis zu einem gewissen Grade. Die eine Theorie zeugt von der Kenntnis höfischer Verhältnisse und deren Erbschaft in der herrschenden Gesellschaft der Jahrhundertwende, die andere hat diese offenbar völlig vergessen. Sie ist beim bürgerlichen Subjekt angekommen, um dessen gute Inter-Subjektivität es geht.

Rittners Thesen standen freilich nicht im leeren Raum. Sie konnten sich in den 1980er Jahren tatsächlich auf Erving Goffmans Arbeit über *Strategic Interaction* berufen, die zwar schon 1969 entstanden war, aber erst 1981 auf deutsch erschien – ein Echo des Kalten Krieges in jeder Zeile. Auch der Mienenleser Paul Ekman hat in dieser Zeit und in diesem ideologischen Klima seine ersten Forschungen betrieben, wenngleich seine Aufklärungen über verlogenes Lächeln erst seit den 1980er Jahren erschienen. In die 1960er Jahre fallen aber natürlich auch Bilder wie Andy Warhols »Marilyn« – die Ikone eines völlig leblosen seriellen »Keep smiling«, und ebenfalls in die Mitte der sechziger Jahre fällt die Erfindung des Smileys, der weltweiten Hundemarke guter Laune.

Dass aber sowohl Rittner wie auch Honneth von diesem marktformigen Gebärdenspiel beeinflusst wurden, lässt sich an dem großen Manko erkennen, das beide Theorien aufweisen. Beide haben keinen theoretischen Ort für das, was das ursprüngliche Lächeln zwischen Mutter und Kind auszeichnet: den Dialog, die ausgezeichnete Form der Inter-Aktion. Nicht dass das Kind lächelt, sondern dass es ein anderes Lächeln erwidert oder von diesem erwidert wird, ist aber doch der springende Punkt im Aufbau sozialer Verhältnisse. Zwar lässt sich auch das verlogene Lächeln erwidern, aber keineswegs zwingend; auch wäre diese Erwidern theoretisch ganz unerheblich. Das sympathetisch erwiderte Lächeln dürfte dagegen ein mimisches Manifest jener neuronalen Verfassung sein, die von Spiegelneuronen diktiert wird und letztlich wohl der Verschaltung getrennter Hirne zuarbeitet: innen wird außen und umgekehrt.

Was leistet nun eine solche Übersicht, die aus teils bildlichen und teils literarischen, jedenfalls physiognomischen Quellen stammt, und eben nicht aus den Archiven der Affekt- oder Gender- oder Höflichkeitsliteratur? Die soziologisch naheliegende Vorstellung, das Lächeln könne als Inbegriff der Thesen von Norbert Elias gelten und als Modell von Affektregulierung zeugen, lässt sich nicht bestätigen. Gelächelt wird, wie gesagt, schon immer

dort, wo es Mütter und Kinder gibt, und kulturhistorisch offenkundig in jeder höfischen Gesellschaft, bei den ältesten erotischen Tanzkulten ebenso wie bei Homer und in der bildenden Kunst der archaischen griechischen Klassik. Ja, wie die Arbeit von Gyburg Radke aus dem Jahr 2006 belegt, gibt es die Idee eines nur innerlichen Lächelns schon bei Parmenides als philosophisches Konzept.

Auffällig an den mehr oder minder emphatischen Äußerungen über das Lächeln ist, dass es überall geradezu ins Herz der jeweiligen Humantheorie zu passen scheint. Schon für Darwin war es das Zeichen humaner Verfassung. Für Rene Spitz stand es am Anfang des Spracherwerbs. Für Plessner wurde es zum mimischen Inbegriff der »exzentrischen Position«. Für Norbert Elias, in dessen Nachlass sich wenigstens ein Aufsatz »On Laughter« fand, natürlich das Zeichen affektregulierten Verhaltens. Für Rittner das maßgebliche Mienenspiel einer opportunistischen Gesellschaft. Für Ullrich die Miene des Geldes. Für Kulturologen steht es schon lange für eine asiatische Kernkompetenz. Was soll man daraus nun schließen? Der erwähnte britische Kunsthistoriker Angus Trumble löst das Problem in seinem kleinen Buch auf elegante Weise. Er typisiert das Lächeln in unterschiedliche Rubriken: Schicklichkeit, Anzüglichkeit, Begehren, Frohsinn, Weisheit und Täuschung. Die Einsicht, dass Lächeln ein extrem kontextabhängiges Mienenspiel sei, rückt dieses physiognomisch gesehen sehr weit in die Nähe eines Sprechaktes, mit einer überraschenden Besonderheit. Es wäre nämlich ein Sprechakt, der zugleich bejahen und verneinen kann. Wer sich in die Geschichte der Erotik begibt, weiß schnell, welcher Halbgott hier Pate gestanden haben könnte.

## Literatur

- Achelis, Werner: *Principia Mundi. Versuch einer Auslegung des Wesens der Welt*, Bd. 1, Stuttgart 1930.  
 Art. »Souris«, in: *Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des sciences des arts et des métiers*, hg. v. Denis Diderot/Jean le Rond d'Alembert, Bd. 15, Nachdr. Stuttgart u.a. 1967, S. 414.  
 Art. »Lächeln«, in: *Deutsches Wörterbuch*, hg. v. Jacob Grimm/Wilhelm Grimm, 6. Bd. Leipzig 1885, bearbeitet v. Moriz Heyne, 12. Aufl., München 1984, Spalte 14–16.  
 Benjamin, Walter: »Zum Bilde Prousts«, in: ders.: *Gesammelte Schriften*, Bd. 2, Frankfurt a.M. 1980 (1929), S. 317.  
 Benckard, Ernst (Hg.): *Das ewige Antlitz. Eine Sammlung von Totenmasken*, Berlin 1926.  
 Borées, Albert: *Physiognomische Studien. 119 Autotypien nach Naturaufnahmen*, Stuttgart 1899.  
 Coppier, André-Charles: »La Joconde est-elle le portrait de Mona Lisa?«, in: *Les Arts*, 145 (1914), S. 2–9.  
 Duchenne de Boulogne, Guillaume: *Mécanisme de la physionomie humaine, ou Analyse électro-physiologique de l'expression des passions applicable à la pratique des arts plastiques*, Paris 1862.  
 Ekman, Paul (Hg.): *Emotions inside out. Conference 130 years after Darwins The expression of emotions*, New York 2003.  
 Ekman, Paul (Hg.): *Charles Darwin, The expression of the emotions in man and animals*, with an introduction, afterword and commentaries by dems., 3. Aufl., Oxford 1998.  
 Ekman, Paul: *Emotion in the human face*, 2. Aufl., New York 1982.  
 Gosling, Nigel (Hg.): *Nadar. Photograph berühmter Zeitgenossen. 330 Bildnisse aus der Hauptstadt des 19. Jahrhunderts*, München 1977.

- Heller, Hermann: *Physiognomische Studien*, Wien 1902.
- Honneth, Axel: *Unsichtbarkeit. Stationen einer Theorie der Intersubjektivität*, Frankfurt a.M. 2003.
- Kris, Ernst: »Das Lachen als mimischer Vorgang. Beiträge zur Psychoanalyse der Mimik«, in: *Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse und Imago*, XXIV (1939), S. 146–168.
- Lavater, Johann Caspar: *Essays on Physiomy*, transl. by Thomas Holcroft, London 1857 (1840).
- Lavater, Jean Gaspard: *L'art de connoitre les hommes par la physionomie*, 10 Bde., éd. par Louis-Jacques Moreau de la Sarthe, 3.Aufl., Bd. 5, Paris 1835.
- Pache, Corinne O.: »War Game. Odysseus at Troy«, in: *Harvard Studies in Classical Philology*, 100 (2000), S. 15–23.
- Penfield, Wilder/Theodore Rasmussen: *The cerebral cortex of man. A clinical study of localisation of function*, New York 1950.
- Piderit, Theodor: *Wissenschaftliches System der Mimik und Physiognomik*, hg. v. Wolfgang Prinz/Neithard Bulst, Göttingen u.a. 1989 (1867), S. 104–106.
- Plessner, Helmuth: »Das Lächeln«, in: *Gesammelte Schriften*, hg. v. Günter Dux/Odo Marquard/Elisabeth Ströker, Bd. 7, Frankfurt a.M. 1982 (1950), S. 419–434.
- Plessner, Helmut: »Grenzen der Gemeinschaft. Eine Kritik des sozialen Radikalismus«, in: ders.: *Gesammelte Schriften in 10 Bd.*, hg. v. Günter Dux/Odo Marquard/Elisabeth Ströker, Bd. 5, Frankfurt a.M. 1985 (1924), S. 7–134.
- Probst, Veit: *Zur Entstehungsgeschichte der Mona Lisa. Leonarda da Vinci trifft Niccolo Machiavelli und Agostino Vespucci*, Heidelberg 2008.
- Proust, Marcel: *In Swanns Welt (= Auf der Suche nach der verlorenen Zeit, Bd. 1.)*, übers. v. Eva Rechel-Mertens, Frankfurt a.M. 1961 (1913).
- Proust, Marcel: *Sodom und Gomorrha (= Auf der Suche nach der verlorenen Zeit, Bd. 4.)*, übers. v. Eva Rechel-Mertens, Frankfurt a.M. 1958 (1921).
- Radke, Gyburg: *Das Lächeln des Parmenides. Proklos' Interpretationen zur Platonischen Dialogform*, Berlin 2006.
- Rittner, Volker: »Das Lächeln als mimischer Stoßdämpfer«, in: *Lachen – Gelächter – Lächeln. Reflexionen in drei Spiegeln*, hg. v. Dietmar Kamper/Christoph Wulf, Frankfurt a.M. 1986, S. 322–337.
- Sauerländer, Willibald: »The fate of the face in medieval art«, in: *Set in stone. The face in medieval sculpture*, ed. by Charles T. Lirtle, New Haven u.a. 2006, S. 2–17.
- Sauerländer, Willibald: »Physionomia est doctrina salutis. Über Physiognomik und Porträt im Jahrhundert Ludwigs des Heiligen«, in: *Das Porträt vor der Erfindung des Porträts*, hg. v. Martin Büchsel/Peter Schmidt, Mainz 2003, S. 101–121.
- Sauerländer, Willibald: *Ein Versuch über die Gesichter Houdons*, Berlin 2002.
- Sauerländer, Willibald: »Vom Gelächter des Teufels zur Ironie der Philosophen«, in: *Jahrbuch der Bayerischen Akademie der Schönen Künste*, 13 (1999), S. 30–79.
- Scharlemann, Jörn P.W./Catherine C. Eckel/Alex Kacelnik u.a.: »The value of a smile: Game theory with a human face«, in: *Journal of Economic Psychology*, 22 (2001), S. 617–640.
- Schilbach, Leonhard u.a.: »Being with virtual others: Neural correlates of social interaction«, in: *Neuropsychologia*, 44 (2006), S. 718–730.
- Schmölders, Claudia: »Die Totenmaske. Zum Reliquiar der Physiognomik«, in: *Tod, Jenseits und Identität*, hg. v. Jan Assmann/Rolf Trauzettel, Freiburg i.Brsg. 2002, S. 173–193.
- Spitz, René A./K.M. Wolf: »The smiling response: A contribution to the ontogenesis of social relations«, in: *Genetic Psychology Monographs*, 34 (1946), S. 57–125.
- Trumble, Angus: *Eine kleine Geschichte des Lächelns*, München 2006.
- Ullrich, Wolfgang: »Lächeln als Weltwahrung«, in: *Bilder auf Weltreise. Eine Globalisierungskritik*, Berlin 2006, S. 104–110.
- Werfel, Franz: »Lächeln Atmen Schreiten«, in: *Menschheitsdämmerung*, hg. v. Kurt Pinthus, Hamburg 1959, S. 291.
- Werfel, Franz: »Wir sind. Neue Gedichte«, in: *Der Zwiebelfisch*, 3 (1913), S. 91–97.
- Yalouris, Nikolaos: »Das archaische »Lächeln« und die Geleontes. – Die Anfänge der griechischen Porträtkunst und der Physiognom Zopyros«, in: *Antike Kunst*, 29 (1986), S. 3–7.
- Zapperi, Roberto: »Das Rätsel, das immer neue Rätsel schafft« [Über die Arbeit von Veit Probst], in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 11. 06. 2008, S. 3.